

Jonathan D. Spence und Annping Chin: Das Jahrhundert Chinas

München: C. Bertelsmann Verlag, 1996, 264 S., zahl. s/w Abb.

Der 4. Mai 1919 gilt als Geburtsstunde des modernen chinesischen Intellektuellen. 70 Jahre vor dem Massaker auf dem Tianan'men formierte sich an gleicher Stelle, auf dem "Platz des Himmlischen Friedens", erstmalig übergreifend der politische Protest. Schmerzlicher denn je war den gegen die Versailler Verträge demonstrierenden Studenten im Mai 1919 die Abhängigkeit von Europa bewußt geworden, und so verlangten sie nach - westlicher - *science and democracy*, um China wieder reich und stark zu machen. All die katastrophalen Irrtümer, die China seither erleiden mußte, sind bereits in diesem Mißverständnis enthalten: dem Glauben nämlich, die westliche Moderne lasse sich im Interesse des chinesischen Traditionalismus instrumentalisieren.

Ogleich der renommierte amerikanische Sinologe Jonathan Spence und seine taiwanesishe Co-Autorin Annping Chin beiden Ereignissen nur wenig Raum widmen (können), kreist der Inhalt ihres Buches doch um diese für das Verständnis Chinas grundlegende Frage. Nicht nur, aber insbesondere für das "Reich der Mitte" war das vergangene ein Jahrhundert voller Aufstände, Bürgerkriege und Revolutionen, ein Zentenarium technologischen Fortschritts und gewaltiger sozialer Umbrüche, eine Epoche voller Katastrophen und Hungersnöte. Das in Kürze darzustellen ist ein ambitioniertes Unternehmen, welches ständig in der Gefahr schwebt, entweder im bloß Spektakulären oder in Beliebigkeit zu enden. Spence und Chin meistern diese Gefahr. Die von ihnen aufwendig zusammengetragenen historischen Photos sind von einer seltenen Eindringlichkeit, sind voller Leben und zugleich von dokumentarischem Wert.

Erfreulich ist, daß die Autoren beim historiographischen Rundblick nicht den langgepflegten Kurzschlüssen - wie beispielsweise der These vom "Kampf zweier Linien" - auf den Leim gehen. Denn wie jedes vereinfachende Schlagwort enthielt auch diese Parole nur eine Halbwahrheit: Sie konnte nicht jenes wesentlich kompliziertere Bild wechselnder Allianzen, politischer Zwischentöne und programmatischer Unsicherheiten wiedergeben, die die chinesische Geschichte bei näherer Betrachtung bietet. Will man nun solche Polarisierungen als fruchtbare Basis für die Kennzeichnung von Chinas politischer Elite und dem Auf und Ab der letzten fünfzig Jahre nutzen, dann kommt es darauf an, die beiden gegensätzlichen Hypostatisierungen nicht als empirische Phänomene zu betrachten, sondern als idealtypisch gefaßte (positive und negative) Leitbilder. Sofern die Autoren diesen Versuch unternehmen, gelingt ihnen das durchaus. Denn es mag ja zutreffen, daß beide Leitfiguren der jüngeren Vergangenheit, daß sowohl Mao als auch Deng ein recht unorthodoxes Verständnis von Marxismus hatten, und daß sie ihr gesamtes politisches Handeln auf die Erhaltung der Macht gerichtet haben. Gleichwohl, und das zeigt das Buch, ein bißchen subtiler war und ist die Geschichte: Wie bei fast allen Gedankensystemen des modernen China, so sind auch bei der "Interpretation" des Marxismus große Partikel aus den eigenen Traditionsbeständen und dem "Westimport" zusammengefloßen.

Mit dem Rückgriff auf die Tradition versah Mao seine Ideologie mit einer spontanen Verständlichkeit, die sie als Grundlage für Massenbewegungen so geeignet

machte, nicht nur, weil sie eben an etwas Bekanntes anknüpfte, sondern weil die traditionelle chinesische Philosophie immer schon einen engen Gesellschaftsbezug und damit zugleich eine gewisse Praxisnähe besessen hatte. So sehr jedoch Mao in seinen Denkformen traditionellen Mustern folgte, so sehr wandte er sich überraschenderweise in seinen Denkinhalten radikal gegen alle Überbleibsel oder Neuansätze der Tradition. Man ist versucht zu sagen, daß er sie gerade deshalb so scharf bekämpfte, weil er selbst in seiner ganzen Persönlichkeit Teil von ihr war. Bei Deng hingegen können sicherlich andersgeartete Einflüsse geltend gemacht werden: Entscheidend in seinem Denksystem - wie in dem der anderen "Pragmatiker" - sind Ruhe und Ordnung als zentrale Werte (in der Gesellschaft im allgemeinen und in der Partei im besonderen); daneben ist eine fast rückhaltlose Wissenschaftsgläubigkeit festzustellen. Bei beiden aber werden feste Hierarchien als Grundlage einer langen, gedeihlichen Entwicklung des Staatswesens angesehen.

Ob der - buchstäblich: bahnbrechende - Eisenbahnbau oder der kommunistische Funktionär in den Händen der Guomindang, ob das Alltagsleben im Pekinger Hinterhof oder die Promenade neureicher Shanghaier vor ausladenden Schaufenstern: Die Photos erzählen eine Geschichte je für sich. Sie lenken den Blick zurück zur Jahrhundertwende, zu Reformern wie Kang Youwei und Liang Qichao, ja selbst zum Kaiserhof der Qing-Dynastie: "Chinesisches Denken als Substanz, westliches Denken zum Nutzen". So hieß das seinerzeitige Reformkonzept, mit dem das "Reich der Mitte" den Anschluß an die Moderne sicherstellen wollte. Und grundsätzlich gebrochen hat man damit bis heute nicht. Zwar hat China bislang bewiesen, daß eine Transformation von rigider zentraler Planung hin zu liberaleren (Wirtschafts-)Abläufen durchaus zu bewältigen ist. Gleichwohl läßt sich am Sozialismus chinesischer Prägung nicht rütteln. Spätestens wenn Probleme auftauchen, wird die Regierung nicht auf die unsichtbare Hand des Marktes vertrauen.

Der von Spence und Chin vorgelegte Bildband veranschaulicht den schlingernden Leidensweg einer - kolonisierten und darbenenden, dann sich emanzipierenden - Nation in die Neuzeit. Ein hübsches, ein repräsentatives *coffee table book*? Auch das. Und doch ist es weit mehr. Zwar haben die Photographien ein deutliches Übergewicht, doch der Text ist so kurz wie prägnant, so gerafft wie ansprechend. Zudem zeigen die Bilder keineswegs Bilderbuchlandschaften, mithin die exotischen Klischees, sondern vornehmlich Gesichter, Menschen und Situationen. In kompetenter Synopse und geglücktem Zusammenspiel von Bild und Text ist ein Werk herausgekommen, das dem interessierten Laien durchaus eine Vorstellung der politischen und der Kulturgeschichte Chinas seit der Jahrhundertwende zu vermitteln vermag.

Dem langjährigen und überaus populären Premier Zhou Enlai wird das Wort zugeschrieben, er habe nie gelogen, da die Unterscheidung von Wahr und Falsch für ihn keine Bedeutung gehabt hätte. Von diesem Aphorismus scheinen auch Spence und Chin sich leiten zu lassen: Trotz - oder gerade wegen - der durchweg schwarz-weißen Bildfolgen gibt es in ihrer Geschichte kein simples Gut und Böse.

Robert Kaltenbrunner